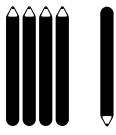


kultur & programm
berlin

sonnabend/sonntag

21.06.08



berliner
szenen

Ausgelistet

Produkte von gestern

Morgens, viertel nach acht im Supermarkt an der Turmstraße. Es ist gähnend leer, mit Ausnahme eines älteren Paares, das durch die Warenreihen irrt. So langsam und systematisch, wie sie die Regale abgrasen, müssen sie schon seit Punkt acht hier sein. Beide sind an die 70. Kurze Hosen, kleine Hüchchen gegen die Sonne, alles in Creme-Matsch-Weiß. Sie mit hell gefärbter Dauerwelle, Marke pflegeleicht, er mit Stadtplan in der rechten hinteren Hosentasche und Kamera um den Hals. Berlin-Besucher, eindeutig. Gerade sind sie am Ende eines Gangs angekommen, links geht es zum Non-Food, geradeaus in den Kühlregalen, rechts ist Schluss. Unschlüssig stehen sie zwischen Erbsen und Möhren im Glas und Frühstückscerealien. Die Frau deutet mit einem fragenden Blick auf die Truhen, der Mann schüttelt den Kopf. „Aber zu Hause haben wir sie auch im Kühlschrank“, widerspricht die Frau.

Während sie sorgfältig die nächste Reihe absuchen, wirft die Frau immer wieder verstohlene Blicke in Richtung Kassiererin. Die packt gerade hinter der Kasse Einwegpfandflaschen von einer Kiste in die andere. Fast zehn Minuten später – das Paar kennt vermutlich das gesamte Sortiment, einschließlich der Süßigkeiten-Stiege an der Kasse – traut sich die Frau endlich, zu fragen. Ob es Filme gebe? Keine Videokassetten, sondern solche für den Fotoapparat? Sie deutet auf die Kamera, die ihrem Mann um den Hals baumelt. Die Kassiererin schaut zunächst verwirrt, dann zuversichtlich, dann wieder verwirrt. „Die hatten wir mal, da bin ich ganz sicher. Aber scheinbar sind die ausgelistet. Haben ja jetzt alle diese neomodischen Digitalkameras.“ Das Paar nickt verstehend. Und geht gesenkten Kopfes hinaus.

SVENJA BERGT



Ehemals Sitz der „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“: Die Messias-Kapelle in der Kastanienallee 22, am Prenzlauer Berg
FOTO: GEDENKSTÄTTE DEUTSCHER WIDERSTAND

Verdrängte Judenmission

Ingrid Kropidlowski war acht, als die Nazis sie und ihre Mutter deportierten: Die evangelische Kirche schickt sich an, an die völlig vergessene Opfergruppe der Christen jüdischer Herkunft zu erinnern

VON ULRICH GUTMAIR

In der inzwischen vor allem bei jungen Touristen und Neu-Berlinern beliebten Kastanienallee machen es viele unrenovierte Fassaden leicht, sich das mythische Ostberlin der Nachwendzeit vorzustellen. Wer genauer hinsieht, kann allerdings noch viel weiter in die Vergangenheit zurückblicken. Über dem Eingang im Haus Nummer 22 prangt ein verblasster Schriftzug, in einem längst vergessenen Stil auf die Wand aufgetragen. Er verweist auf die Messias-Kapelle, die sich noch heute hier befindet, wo einst die Judenmission der evangelischen Landeskirche, die „Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden“, ihren Sitz hatte. Sie wurde 1822 gegründet und 1941 durch die Gestapo verboten.

Heute ist die Gesellschaft so vergessen wie die vielen evangelischen Getauften jüdischer Herkunft, die von ihrer Kirche ausgeschlossen und aus der „Volksgemeinschaft“ ausgesondert wurden. Weil die Kirchengemeinden „Deutschblütigen“ vorbehalten werden sollten, vertrieben viele Gemeinden Taufwillige an die Missionsgesellschaft. Am liebsten hätte man gleich eine eigene Juden-christliche Gemeinde eingerichtet, wozu es allerdings nie kam. 86 der 704 während der Nazizeit in der Messias-Kapelle Getauften wurden deportiert.

Die Bankrotterklärung der Landeskirche und vieler Gemeinden macht verständlich, warum die evangelischen Getauften heute „eine völlig verdrängte Opfergruppe“ des Naziregimes darstellen, wie Gerlind Lachenicht sagt. Die Soziologin leitet den Arbeitskreis Christen jüdischer Herkunft im Nationalsozialismus in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Dort haben Berliner Kirchengemeinden es in die Hand genommen, das Schicksal ihrer Mitglieder jüdischer Herkunft in der Zeit des Nationalsozialismus zu erforschen und an diejenigen zu erinnern, die man früher vergessen wollte.

Allein die Tatsache, dass womöglich die eigene Gemeinde vor 70 Jahren ein Ort war, den Leute mit dem gelben Stern am Mantel nicht mehr betreten durften, sollte für Christen wenig erträglich sein. Das aber mache die Erinnerung an diese Zeit schmerzlich und treffe „den



Stolpersteine für Ruth und Ingrid Kropidlowski FOTO: HEIDEMARIE EHWALD

VERGESSENE OPFER

Am Buß- und Bettag 2002 hielt Bischof Wolfgang Huber in der Pauluskirche Berlin-Zehlendorf eine Predigt, „zum Gedenken an das Schicksal von Christen jüdischer Herkunft in der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur“. Er benannte darin den kläglichem Opportunismus der evangelischen Kirche, die an der Entrechtung der Juden in Deutschland mitgewirkt hatte. Der Ratsvorsitzende der EKD rief die Gemeinden

dazu auf, sich über das Schicksal ihrer Mitglieder jüdischer Herkunft kundig zu machen. Daraufhin wurde der Arbeitskreis Christen jüdischer Herkunft im Nationalsozialismus gegründet. Er wird zum 9. November eine Publikation vorstellen, in der zehn Berliner Gemeinden darüber berichten, was sie bei ihren Recherchen in den Gemeindebüchern über die vergessenen Gemeindeglieder herausfinden konnten.

Nerv der eigenen Identität“, schreibt Lachenicht in einem Aufsatz im Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte, in dem sie weitere „Erinnerungsbarrieren“ ausmacht. Zu ihnen gehört etwa die Unterstellung, Juden, die sich in dieser Zeit taufen ließen, hätten sich nur retten wollen, die Überzeugung aber habe gefehlt.

Tatsächlich war der nationalsozialistischen Bürokratie aber vollkommen gleichgültig, ob jemand getauft war oder nicht, „Judentaufen“ waren zu keinem Zeitpunkt verboten. Es zählte die Religionszugehörigkeit der Eltern und Großeltern, die als Kriterium für rassische Einstufung durch die Bürokratie herhalten musste, obwohl sich der staatliche Rassismus vermeintlich auf wissenschaftliche Kriterien stützte. Inwiefern Taufe dennoch vor Verfolgung schützte, ist weitgehend unerforscht. Möglicherweise hat eine Taufe vor allem dort die Entscheidungen der Behörden beeinflusst, wo Ermessensspielraum herrschte: im Fall der sogenannten Mischehen zwischen „Ariern“ und „Halb-“ oder „Volljuden“ und Kindern aus solchen Ehen, die als „Mischlinge“ eingestuft wurden.

Bei ihren Recherchen ist Gerlind Lachenicht auf Ingrid und Ruth Kropidlowski gestoßen. Ihr

Kinder jüdischer Herkunft der Ersten jüdischen Volksschule in der Kaiserstraße am Alexanderplatz gehen. Doch als sogenannter „Geltungsjüdin“ war ihr das ab Sommer 1942 nicht mehr erlaubt. Die Einstufung als „Mischling 1. Grades“, die einige vor Deportation und Ermordung bewahrte, wurde nur denjenigen zugestanden, die „nicht zum Judentum tendierten“, also nicht der jüdischen Gemeinde angehörten sowie getauft und christlich erzogen waren. Allerdings musste die Taufe vor Erlass des Reichsbürgergesetzes vollzogen worden sein.

Für Ingrid's Taufe wäre die Gemeinde St. Elisabeth zuständig gewesen. Doch beide Pfarrer der Gemeinde gehörten den Deutschen Christen an. Letztere nennt Gerlind Lachenicht den NS-DAP in der evangelischen Kirche. Die Deutschen Christen waren bereits 1932 zu den Preussischen Kirchenwahlen mit einem Programm angetreten, in dem die Judenmission „als schwere Gefahr für unser Volkstum“ bezeichnet wurde. „Sie ist das Eingangstor fremden Bluts in unseren Volkkörper.“ In der evangelischen Kirche tobte seit 1934 ein erbitterter Kampf zwischen Deutschen Christen und den Anhängern der Bekennenden Kirche. Der Gemeindegliederkreis von St. Elisabeth bezog im Kirchenkampf eindeutig Position und beschloss schon im September 1935, „Judentaufen“ zu untersagen. Ingrid Kropidlowski konnte hier also nicht getauft werden.

So betrieb die Avantgarde der Nazi-Christen frühzeitig und mit Eifer den Ausschluss von Christen jüdischer Herkunft aus ihren Gemeinden. Diese Praxis wurde aber bald offizielle Politik, so wie es der Reichsminister für kirchliche Angelegenheiten Hanns Kerrl dem Evangelischen Oberkirchenrat nahegelegt hatte. Das Konsistorium, die Verwaltungsbehörde der Landeskirche, wies die Pfarrer 1939 an, dass Taufen von Juden nur noch durch die erwähnte evangelische Missionsgesellschaft vorzunehmen seien.

Schon Anfang der Dreißigerjahre hatte die evangelische Landeskirche „aus Sorge um die Rasenseverschlechterung“ die finanzielle Unterstützung für ihre Mission eingestellt. Weil sich die Situation der Missionsgesellschaft ständig verschlechterte, nahm sich die Segens-Gemeinde, zu deren Gebiet die Messias-Kapelle in der Kastanienallee gehörte, ihrer Belange an. Ihr Pfarrer Otto Mahl bat während der Gottesdienste um Spenden für die Judenmission. Mahl widersetzte sich 1938 aber auch an einem weitaus entscheidenderen Punkt dem Konsistorium. Er protestierte nämlich dagegen, die frühere jüdische Religionszugehörigkeit bei Eintragungen in das Taufbuch zu vermerken, wie es eine staatliche Verordnung von 1937 forderte. In einem Brief an das Konsistorium schrieb er: „Wir haben die Frage nach der Konfession, nicht die Frage nach der Rasse zu beantworten.“

Anderer, wie der Berliner Pfarrer Karl Themel, der die „Kirchenbuchstelle Alt-Berlin“ betrieb, fahndeten in den Kirchenbüchern hingegen energisch nach Juden. Der „Reichsstelle für Sippenforschung“ konnte Themel in 2.612 Fällen Nachweise für die jüdische Abstammung evangelischer Christen übermitteln. Er leistete so mit Eifer die Vorarbeit für Deportation, Selektion und Mord.

Das Verbot der Missionsgesellschaft und die Schließung der Messias-Kapelle im Jahr 1941 stellte die Landeskirche aber auch vor ein Problem: Die Theologen des Konsistoriums fragten sich, wer nun für taufwillige „Nichtariern“ zuständig sei. „Wie die Dinge liegen, kann doch wohl am besten abgewartet werden, ob nicht das im Werke befindliche Abschieben der Juden die ganze Frage gegenstandslos macht“, heißt es dazu in einem handschriftlichen Vermerk in den Akten. Die opportunistische Haltung der Kirche hinderte einzelne aufrechte Pfarrer nicht daran, in den eigenen Gemeinden weiter zu taufen.

Ingrid Kropidlowski erhielt das Sakrament von Pfarrer Kittlaus in der benachbarten Versöhnungsgemeinde. Das evangelische Mädchen wurde nach Theresienstadt deportiert. Wer heute den Blick von ihrem kleinen goldenen Gedenkstein hebt, kann am Ende der Strelitzer Straße die Kirche St. Elisabeth sehen, in der Ingrid nicht willkommen war.

ANZEIGE

MAN RAY

MARTIN-GROPIUS-BAU 13.6. - 18.8.2008
Mi-Mo 10-20 Uhr, Di geschl. • www.gropiusbau.de

Berliner Festspiele